

# Prolog

*Etwa 8 Jahre zuvor*

Es war die Neugier, die ihn trieb. Jenes inadäquate Gefühl einer schleichenden Loslösung von unreflektierten Richtlinien, welches nur zu leicht in Unvorsichtigkeit münden konnte. In seinem Fall jedoch bedeutete es sogar noch mehr, an diesem trostlosen, grauen Ort, dessen Anwohner jede noch so vorsichtige Hinterfragung der sogenannten „Tatsachen“ im Keim zu ersticken suchten.

Natürlich aber war ihm das in diesem Augenblick noch lange nicht bewusst – dazu war er einfach zu jung – und so konnte die Aktion wohl im Endergebnis

trotz der Umstände einzig auf seine Wissbegierde zurückgeführt werden, keine schlechten Absichten.

Vielleicht hätte er sich fürchten sollen – das tat er genaugenommen auch – doch jetzt, da er bis hierhin gekommen war, wollte er es auch durchziehen. Der Junge warf einen letzten Blick nach hinten, um zu erkennen, ob er wirklich allein war. Dann öffnete er die schwere Eisentür einen Spalt breit, um sich hindurchzuschieben.

Der Raum, welchen er nun betrat, war stockdunkel und der Junge zog eine Taschenlampe aus seiner Jackentasche hervor. Diese hatte er am Vortag einem der Männer entwendet, worauf er im Übrigen sehr stolz war. Die Leute hier schienen nämlich alle außerordentlich aufmerksam zu sein, was es einem Achtjährigen enorm erschwerte, überhaupt *irgendetwas* unbemerkt zu tun. Doch an jenem Abend waren sie ihm

auf seltsame Weise abgelenkt erschienen. Er konnte nur hoffen, dass dies für die heutige Nacht ebenfalls galt, denn das hier durften sie auf keinen Fall bemerken.

Er knipste die Taschenlampe an. Das Zimmer, in dem er sich nun befand, war nicht sonderlich groß und auch eher spärlich eingerichtet. In der Mitte stand ein Schreibtisch mit einem Stuhl dahinter – der allerdings glücklicherweise leer war – und das war einrichtungsmäßig auch schon alles. Der Gerechtigkeit halber war hierbei jedoch wohl hinzuzufügen, dass für mehr einfach auch kein Platz gewesen wäre.

Direkt hinter dem Schreibtisch befand sich eine weitere Tür, vom Aussehen her mit der, durch die der Junge gekommen war, beinahe identisch. Vorsichtig lief er darauf zu. Er wollte es jetzt wissen. Egal, was das für Folgen

haben würde, er wollte es mit eigenen Augen sehen. Koste es, was es wolle.

Langsam öffnete er die zweite Tür und schob sich auch dort hindurch. Der nächste Raum war nicht wesentlich größer als der vorangegangene, doch im Gegensatz zu ebenjenem war er rund. Das überraschte den Jungen, denn er konnte darin beim besten Willen keinen Sinn erkennen, doch eigentlich war es auch unwichtig für ihn, weshalb er diese Überlegungen beiseite schob und sich stattdessen neugierig umsah.

Es gab keinerlei Einrichtungsgegenstände hier oder gar Möbel, doch gleichmäßig auf die Wandfläche verteilt befanden sich fünf Türen. Zögernd ging er auf die erste Tür der von ihm aus rechten Seite zu.

„Hallo?“, fragte er vorsichtig. „Ist da jemand?“

Seinen Worten folgte nur Stille. Keine Stimme antwortete und nicht mal der leiseste Laut war zu hören. Zögernd griff er nach der Klinke und drückte sie herunter, doch natürlich war die Tür abgeschlossen. Also lief er zur nächsten, doch auch dort war auf seine Frage hin keinerlei Reaktion wahrzunehmen, ebenso wenig wie bei den beiden darauffolgenden. Verschlossen waren sie ebenfalls.

Als er schließlich die letzte Tür erreichte, hatte er nur noch wenig Hoffnung, tatsächlich etwas erreichen zu können, doch zu seiner großen Überraschung bekam er gerade dort eine Antwort, wenn auch keine sonderlich freundliche.

„Geh weg!“, knurrte eine unverkennbar wütende Männerstimme.

Erschrocken zuckte der Junge zusammen bei dieser plötzlichen, lauten Äußerung. Der Hass darin ängstigte

ihn, doch andererseits war es überhaupt ein Lebenszeichen – das erste, das er hier unten zu hören bekommen hatte. Und schließlich war er nicht hergekommen, um einfach unverrichteter Dinge wieder zu gehen.

„Wer sind Sie?“, fragte er vorsichtig.

„Verschwinde!“, knurrte die Stimme.

Wieder hätte der Junge beinahe klein beigegeben. Doch er war sich nur zu klar der Tatsache bewusst, dass dies hier seine vermutlich einzige Chance war, jemals mehr darüber herauszufinden. Wenn er jetzt nicht mutig war, würde sich ihm womöglich nie wieder eine Möglichkeit dazu bieten.

„Aber Sie können mir doch wenigstens Ihren Namen verraten“, beharrte er deshalb, doch es klang eher trotzig als beherzt. „Was schadet das?“

„Hau ab, du verdammter Bengel“, verlangte die Männerstimme grob.

Diesmal zuckte der Junge doch wieder zusammen, auch wenn er sich noch so fest vorgenommen hatte, es nicht zu tun. Sein Herz schlug laut und hart gegen seinen Brustkorb und widerwillig musste er sich eingestehen, dass er auf diesem Wege nichts erreichen würde.

Gerade jedoch, als er sich enttäuscht abwenden wollte, hörte er plötzlich ein Geräusch auf der gegenüberliegenden Seite. Sofort eilte er hinüber und lauschte an der Tür, aus der er das Geräusch vermutete: der zweiten Tür von rechts. Jegliche Angst war wie weggeblasen.

„Ist da jemand?“, fragte er aufgeregt.

Es dauerte einen Augenblick, bis die Antwort kam.

„Allerdings“, lautete sie und diesmal war es eine Frauenstimme, die sie sprach. „Wer bist du denn?“

„Ich... ein Junge“, antwortete er zögernd, da er seinen Namen nicht ver-

raten wollte. Die Stimme hinter der Tür lachte.

„Das höre ich.“ Wieder herrschte einen Moment Stille, dann sagte sie: „Warte kurz.“

Das tat er genaugenommen schon die ganze Zeit, doch er sagte nichts dazu und geduldete sich stattdessen noch etwas länger. Hinter der Tür hörte er ein leises Geräusch, das Klappern von irgendwelchen kleinen, metallischen Gegenständen – vielleicht Nadeln –, anschließend ebenso leise ein Schaben und schließlich ein kaum wahrnehmbares Klicken, bevor das Türschloss leise knarrte.

Dann öffnete sich die Tür vor dem Jungen. Verblüfft sah er auf und blickte geradewegs in das hübsche Gesicht einer jungen Frau von vielleicht fünfundzwanzig Jahren.

Sie hatte dunkelblondes Haar, das von feinen dunklen Strähnen durchzogen



war und ein Gesicht mit klaren Zügen, die, wenn auch nicht kantig, doch ein klein wenig hart wirkten. Freundlich aber war es allemal und aus irgendeinem Grund hatte der Junge sofort Vertrauen zu ihr.

Ihre Ausstrahlung vereinte eine sonderbare Art von Gelassenheit mit unverkennbarer Liebenswürdigkeit und schaffte es, ihn vom ersten Augenblick an zu beeindrucken. Hinzu kam eine überraschende Gewandtheit, die vom Eindruck ihres schlanken, aber dennoch kraftvoll wirkenden Körpers auszugehen schien und beinahe die Bezeichnung Eleganz verdiente.

Das Auffälligste an ihr aber waren die Augen. Sie hatten eine seltsame Farbe – im schwachen Licht der Taschenlampe wirkten sie beinahe grün –, doch was ihnen noch deutlich mehr als ebenjenes Merkmal die Aufmerksamkeit des Betrachters zusicherte, war ihr Strahlen.

Die Wirkung eines aus dem Inneren heraus kommenden Leuchtens war vergleichbar mit dem Phänomen des an einem bedeckten Tag ganz plötzlich und völlig unerwartet auftauchenden Sonnenstrahles, welcher seinen Weg durch die Wolkendecke findet und die Stimmung sämtlicher Leute in seiner Reichweite ein klein wenig aufzuhellen vermag.

Es war ein unglaublich umfassender Eindruck, den der Junge da in wenigen Sekunden bekam, während er die Frau verblüfft und mit offenem Mund anstarrte. Er hörte, wie sie leise lachte und das erweckte ihn aus seiner Überraschungsstarre.

„Ich dachte, die Tür wäre verschlossen“, brachte er schließlich dümmlich hervor, nur um etwas zu sagen.

Die Frau lächelte.

„Das war sie auch“, erwiderte sie gelassen, „aber sie ist leicht zu öffnen.“

Und schon wieder wäre dem Jungen beinahe der Mund aufgeklappt vor Überraschung.

„Aber... also, bist du hier Gefangene?“

„So könnte man es nennen“, stimmte sie lächelnd zu.

„Und du kannst die Tür einfach öffnen?“

„Gewiss.“

„Wissen die Leute das?“, fragte er, nun vollends verwirrt.

„Möglich“, entgegnete sie schulterzuckend, als wäre das ein ganz und gar unwichtiges Detail, „doch was sollte es sie stören? Sie wissen, dass ich keinen Fluchtversuch starten werde.“

„Aber warum denn nicht?“, wollte der Junge wissen. Wie konnte man freiwillig an solch einem Ort verweilen?

„Ich habe meine Gründe“, erwiderte sie nur. Dann wechselte sie das Thema. „Was führt dich eigentlich hier herunter? Ich wage einmal zu bezweifeln,

dass du von jemandem geschickt wurdest“, fügte sie erklärend, mit einem leisen Lächeln, an.

„Nun... ja“, stotterte er und wählte dann ebenfalls schnell einen neuen Gesprächsgegenstand. „Wer bist du eigentlich?“

Sie akzeptierte den Wechsel kommentarlos.

„Sie nennen mich Ellen“, antwortete sie.

„Wie lange bist du denn schon hier?“, fragte der Junge aufgeregt, da sie tatsächlich bereit schien, auf seine Fragen einzugehen.

Das kostete sie einen Moment der Überlegung.

„Mittlerweile müssten es fast zwei Jahre sein“, sagte sie schließlich.

„Zwei Jahre“, wiederholte der Junge staunend.

Das kam ihm ungeheuer lang vor – genaugenommen war es sogar ein Vier-

tel seiner Lebenszeit – und wenngleich er selbst ebenfalls schon vier Jahre seines Lebens hier verbracht hatte, so doch nicht in Gefangenschaft. Freilich hatte auch er einige strenge Regeln zu beachten, war allerdings davon abgesehen vollkommen frei.

Irgendwann würde er sich hochgearbeitet haben und selbst Befehle und Regeln aufstellen können. Und bis dahin musste er sich eben beugen – oder zumindest darauf achten, so selten wie möglich bei Regelverstößen erwischt zu werden, wie er in Bezug auf die derzeitige Situation hinzufügte.

Wie sich allerdings bereits wenige Zeit später herausstellen sollte, hatte er in letzterem Vorhaben an diesem Tag Pech, denn auf einmal öffnete sich die Tür, durch die er gekommen war, das Licht ging urplötzlich an und mehrere Männer traten ein. Abrupt drehte sich

der Junge um und erstarrte dann schockiert.

Insgesamt waren es drei, von denen er zwei kannte. Der erste war ein Mann namens Emil, ein großer, kräftiger Typ, mit dem er jedoch nie übermäßig viel zu tun gehabt hatte, während es sich bei dem zweiten um Endor handelte, einen älteren, aber deswegen keineswegs schwächeren Mann mit einschüchternder und geradezu erschreckend gewaltbereiter Ausstrahlung.

„Was hast du hier unten zu suchen?“, herrschte er den Jungen an.

Doch bevor dieser auch nur zu sprechen ansetzen konnte, mischte sich der unbekannte Mann ein, ein vergleichsweise junger und irgendwie unerfahren wirkender Mitarbeiter, den der Junge noch nie auch nur von Weitem gesehen hatte.

„Das sieht man doch“, spuckte er abfällig aus. „Er wollte diese Frau da befreien.“

„Nein!“, rief der Junge schockiert aus, denn ein solches Vergehen – welches tatsächlich nicht in seiner Absicht gelegen hatte – würde mit Sicherheit streng bestraft werden, „so war’s nicht, ehrlich!“

„Und wie, frage ich dich, ist es dann möglich, dass die Tür offen ist?“, erkundigte sich Endor mit eiskalter Stimme.

Der Junge schwieg, denn darauf wusste er keine Antwort. Warum nur war er so dumm gewesen, hier herunterzugehen? Es war doch klar, dass sie ihn erwischen würden. Wie sollte es auch anders sein? Ihm war von Anfang an bewusst gewesen, wie aufmerksam sie waren. Wozu nur war er also das Risiko eingegangen? Ein leises Lachen hinter ihm riss den Jungen aus seinen

Gedanken und ließ ihn überrascht den Kopf wenden.

„Haltet doch mal die Luft an“, sagte Ellen und ein deutlich belustigter Unterton lag in ihrer Stimme. „Wo sollte der Junge denn eures Wissens nach die Schlüssel herhaben?“

„Nun, möglicherweise daher, woher er auch die Taschenlampe hat?“, schlug Emil vor und zerrte besagtes Objekt grob aus des Jungen Hand.

„Wenn dem so wäre, dann würde die Schuld wohl unbestreitbar beim Besitzer der Utensilien liegen und seine Unachtsamkeit sähe sich bestraft. Doch der Junge hat keinen Schlüssel, wie er mir bestimmt bestätigen wird und ihr das ebenfalls könntet, würdet ihr ihn durchsuchen.“

Der Unbekannte warf Emil einen verwirrten, aber auch leicht beunruhigten Blick zu.



„Aber wie sonst kannst du uns die offene Tür erklären?“, verlangte er zu wissen und sein Blick verriet, dass er Ellen in der Falle glaube. Natürlich enttäuschte sie ihn.

„Ich habe sie geöffnet“, entgegnete sie mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der sie es auch dem Jungen kurz zuvor nahegebracht hatte.

„Du bist eine Gefangene“, entgegnete der Typ verächtlich, „du kannst keine verschlossenen Türen öffnen. Da musst du dir schon eine bessere Ausrede einfallen lassen, wenn du den Jungen schützen willst.“

„Ich kenne ihn nicht“, entgegnete Ellen gelassen. „Warum sollte ich einen Jungen, von dem ich nicht einmal den Namen weiß, schützen?“

„Oh, du schützt doch immer die Schwachen“, mischte sich Endor wieder ein und es klang wie eine versteckte

Beleidigung, deren Sinn allerdings nur Ellen und er selbst kannten.

„Sicher“, erwiderte sie, ohne den geringsten Hauch von Gekränktheit, bevor sie lächelnd anfügte: „Wenn ihr mögt, kann ich euch beweisen, dass ich die Wahrheit spreche.“

Sie sah in keinster Weise beunruhigt oder gar ängstlich aus, was den Jungen in Betracht der Tatsache, dass es sich bei ihr um eine Gefangene handelte, ziemlich überraschte. Wer war sie nur?

„Wie willst du das tun?“, erkundigte sich Emil misstrauisch.

„Schließt die Tür zu“, erklärte Ellen in einem Tonfall, als sei das völlig selbstverständlich, „dann werden wir sehen, wie viel Zeit ich benötige, um sie wieder zu öffnen.“

Fragend blickte sich Emil nach dem Ältesten in dieser Runde um. Der jedoch zuckte lediglich mit den Schultern.

„Mach doch“, sagte er grimmig. „Lassen wir das Mädel beweisen, was sie kann.“

Doch es klang nicht freundlich. Eher, als würde die Frau eine ziemliche Strafe erwarten, wenn sie es tatsächlich schaffen würde. Trotzdem tat Emil wie befohlen und drückte die Tür, nachdem Ellen einen Schritt zurückgetreten war, zu. Dann schloss er ab.

Alle warteten gespannt, der Junge konnte die Spannung beinahe körperlich spüren. Es dauerte einen Augenblick, dann hörte er erneut die Geräusche, welche er vorhin schon vernommen hatte.

Auch diesmal dauerte es nicht lange, bis das leise Klicken ertönte und darauffolgend das Geräusch eines sich drehenden Türschlosses. Keine Minute später war die Tür wieder offen und Ellen lächelte ihnen dahinter entgegen.

Wahrscheinlich war der Junge nicht der einzige, der auf das Türschloss blickte und nach einem Schlüssel oder anderen Werkzeugen sah, doch wie alle anderen tat er es vergebens, denn dort gab es nichts dergleichen.

„Womit hast du das geöffnet?“, knurrte Endor, dem es offensichtlich überhaupt nicht passte, dass eine junge Gefangene ihm auf der Nase herumtanzte.

„Mit Draht“, entgegnete Ellen, ruhig wie eh und jeh, „und einem Streichholz.“

„Zeig sie mir!“, verlangte der ältere Mann. Schulterzuckend zog die Frau einen unscheinbaren, aber recht stabil wirkenden Draht und besagtes Streichholz aus der Hosentasche und hielt sie hoch.

„Damit kann man ein Türschloss knacken?“, platzte der Junge überrascht

heraus, was ihm einige gereizte Blicke der Männer einbrachte.

„Ja“, entgegnete Ellen, unbeeindruckt von der allgemeinen Reaktion und lächelte ihn an. „Zu einer anderen Zeit würde ich es dir zeigen.“

„Wag es nicht!“, warnte der unbekannte Mann aufbrausend, was ihr jedoch nur ein Lachen entlockte.

„War ein Scherz“, stellte sie lächelnd klar. „Du bist noch nicht lange hier, habe ich recht?“

„Warum?“, fragte der Mann verwirrt und auch ein wenig indigniert.

„Nun, erfahrene Mitarbeiter würden nicht auf so etwas hereinfallen“, setzte sie ihn freundlich in Kenntnis.

Der Mann lief knallrot an, konnte aber nicht mehr tun, als die Frau wütend anzustarren. Emil musste lachen, was ihm jedoch von Endor einen mahnenden Blick eintrug, woraufhin er wieder verstummte. Ganz konnte er die Belus-

tigung jedoch nicht aus seinem Gesicht verbannen. Letztlich war es Endor, der wieder Ruhe und Ordnung in die Situation brachte.

„Da du ja scheinbar problemlos die Tür hier öffnen und schließen kannst“, bemerkte er eisig an Ellen gerichtet, „würdest du dann so freundlich sein, uns den Grund dafür zu nennen, dass du es getan hast? Denn gewiss ist dir bewusst, dass dies für eine Gefangene kein akzeptables Verhalten ist.“

„Sie wollte nicht fliehen!“, rief der Junge dazwischen, der plötzlich Angst bekam, man könnte sie für die ihm zuschulden kommende Tat bestrafen. Sofort lag die Aufmerksamkeit aller vier Umstehenden bei ihm, und obwohl es nicht gerade angenehm war, sprach er tapfer weiter: „Es war, weil ich danach gefragt habe“, gestand er kleinlaut. „Ich wollte doch so gerne sehen, wer hier ...“

„Für deine Hintergrundgeschichten haben wir nachher noch genug Zeit“, fuhr Endor dazwischen, „wenn du dich vor dem Alten Bill rechtfertigst. Doch jetzt geht es um die Frau, also steh still und halt den Mund.“

Eingeschüchtert wich der Junge einen Schritt zurück und starrte den Boden zu seinen Füßen an, während sich die Männer wieder Ellen zuwandten.

„Also, nun red schon“, verlangte Endor ungehalten von ihr.

„Warum sollte ich euch das sagen?“, fragte sie. „Ich bin nicht so dumm, von hier einen Fluchtversuch zu starten, also was interessiert es euch? Die letzten Male, als ich das Zimmer verlassen habe, ist es euch nicht einmal aufgefallen, möchte ich wetten. Und hat es geschadet?“

„Nein“, brummte Emil und Endor warf ihr mit blitzenden Augen einen zornigen Blick zu.

„Es reicht“, knurrte er. „Wir gehen jetzt zum Alten Bill und ihr kommt beide mit.“

„Oh gut“, bemerkte Ellen lächelnd. „Ich hab ihn schon viel zu lange nicht mehr gesehen.“

„Bei ihm wird dir das Lachen schon vergehen!“, fauchte der unbekannte Mann sie an, da er offensichtlich eine Revanche für ihre versteckte Beleidigung wollte, doch auch daraufhin lachte sie nur.

Sie wurden in die Mitte genommen – Endor ging vorneweg, die beiden anderen Männer hintendran. Der Junge hatte Angst. Er hatte schon einiges vom Alten Bill gehört, dem obersten Mann dieser Organisation. Ein skrupelloser Mensch, der zwar durchaus meist gerecht handelte, wie man dem Jungen versichert hatte, doch das war ihm nur ein geringer Trost, denn in seinem Fall läge er wohl sogar im Recht, wenn er



sich zu einer Bestrafung entschließen würde. Schließlich war es verboten, dort hinunterzugehen. Und zwar vermutlich auch aus gutem Grund.

Auf einmal merkte der Junge, wie Ellen sanft nach seiner Hand griff. Überrascht blickte er auf und sah sie auf sich herunterlächeln. Sie strahlte eine unglaubliche Gelassenheit aus und irgendwie schien es, als würde sich ein kleiner Teil dessen bei der Berührung auf ihn übertragen. Zwar hörten die beiden hinter sich ein paar abfällige Kommentare über Sensibilismus, doch das ignorierten beide geflissentlich.

Von dem Weg bekam der Junge wenig mit, denn die Gänge und Treppenhäuser, durch die sie liefen, waren so zahlreich, dass er sich fragte, wie man hier überhaupt den Überblick behalten konnte. Hinzu kam erschwerend, dass ihm trotz der tröstenden Gegenwart dieser Frau ziemlich bange vor der

Begegnung mit dem Alten Bill war. Er hatte vorher schon Bestrafungen ertragen müssen, doch irgendwie spürte er, dass diese hier anders werden würde. Diesmal war er zu weit gegangen, das war ihm klar.

Irgendwann hielten sie vor einer schweren, beschlagenen Eisentür. Ein Mann stand davor und hielt Wache. Auch um die nächste Ecke stand jemand und weiter hinten ebenfalls, das wusste der Junge, da sie an ihnen vorbeigelaufen waren. Er sah, wie Endor kurz mit der Wache sprach und in diesem Moment beugte sich Ellen zu dem Jungen herunter.

„Sei vorsichtig“, flüsterte sie ihm zu und ihr warmer Atem streifte sein Gesicht, „aber lass dich nicht unterkriegen, ja?“

Er nickte tapfer und sie lächelte.

„Gut“, sagte sie nur.

Dann erhob sie sich und wurde sofort von den drei Männern in das vor ihnen liegende Zimmer geführt, während der Junge, allein mit der Wache, draußen warten musste, wobei ihm nichts anderes übrig blieb, als zu hoffen, dass er sich täuschte mit seiner bösen Vorahnung in Bezug auf die Bestrafung des Alten Bills.

Dieses eine Mal sollte er, wie sich herausstellen würde, Glück haben, doch wie ihm leidvolle Erfahrung bei seiner nächsten Begegnung mit dem Führer ihrer Organisation zeigen sollte, waren seine Zweifel ganz und gar nicht unbegründet. Jener spätere Tag sollte sich auf ewig in sein Gedächtnis einbrennen.

# Jack Rosehall

*Montag, 20. Mai 2019, Mirau*

**I**ch hatte es schon seit heute Morgen, dieses Gefühl – ein seltsames, nicht unbedingt angenehmes Kribbeln in der Magengrube.

Es würde etwas passieren.

Ob es mich direkt betraf oder ob ich letztendlich gar nichts davon mitbekommen würde, blieb vorerst offen. Aber *etwas* würde geschehen und dieses Etwas würde höchstwahrscheinlich mit meiner Familie zusammenhängen. Würde es die Verwandtschaft meiner Mutter sein, der Teil der Familie, den ich kannte? Oder doch eher Verwandte

meines Vaters, vielleicht Menschen, denen ich nie zuvor begegnet war?

Meine Mutter war gestorben, als ich vier Jahre alt war, bei der Geburt meiner Schwester Faith. Das jedenfalls behauptete man. Ich jedoch war der Meinung, dass damit deutlich mehr zusammenhing, als die allgemeine Meinung vorzugeben versuchte.

Ich konnte und wollte nicht glauben, dass es so einfach und unumstößlich war, sondern war im Gegenteil fest davon überzeugt, dass meine Mutter in eine ziemlich große Geschichte verstrickt gewesen war. Und ich war fest entschlossen, diese eines Tages zu erfahren.

Aber wie dem auch sei; ein Jahr später ging mein Vater. Auch er war nicht tot, dessen war ich mir sicher, denn an jenem Tag war er zu mir gekommen und hatte gesagt, dass er gehen müsse. Und dass ich nicht traurig sein solle. Er

sagte, er wolle, dass ich weiß, wie sehr er mich liebt, mich und meine Schwester. Ich war fünf Jahre alt gewesen, ich hatte es nicht verstanden. Erst, als er nach einem halben Jahr noch immer nicht zurückgekehrt war, begann ich zu begreifen, dass er wirklich weg war.

Das war ebenfalls ein solcher Tag gewesen wie heute, denn auch damals hatte ich dieses seltsame Gefühl gehabt. Doch es war verschwunden, als er weg war und ich hatte gewusst, dass er sich nun in Sicherheit befand. Vielleicht war er auch nie in Gefahr gewesen, sondern einfach nur traurig. Jedenfalls ging es ihm besser, seit er weg war. Das tröstete mich.

Allerdings war er es auch gar nicht, der heute dieses Gefühl verursachte. Es war jemand anderes, unbekanntes. Völlig unvermittelt erschien vor meinem inneren Auge ein klares Bild: ein junger

Mann von vielleicht dreiundzwanzig Jahren, blonde Haare, eine schlanke Figur. Seine haselnussbraunen Augen hatten einen weichen, sanften Ausdruck, wozu jedoch die klare, stark ausgeprägte Kontur seines Gesichtes einen augenscheinlichen Widerspruch bildete und die Sanftheit seiner Augen Lügen strafte.

Ich wusste, dass er in Gefahr war. Nicht unmittelbar vielleicht, doch sie kam auf ihn zu, unaufhaltsam wie ein Stein, der zwar gerade erst ins Rollen gebracht worden war, nun jedoch unaufhörlich weiterrollte und dabei sein Tempo steigerte – zuerst langsam und dann immer schneller.

Der Mann kam mir überraschend bekannt vor, obwohl ich eigentlich mit großer Sicherheit behaupten konnte, ihm nie zuvor begegnet zu sein. Doch irgendetwas an ihm erinnerte mich an...

„Stasy, wo bist du denn schon wieder mit deinen Gedanken?“

Diese Worte rissen mich abrupt zurück in die Gegenwart und ich schüttelte sacht meinen Kopf, wie um diese ganzen unnötigen Gedanken zu verscheuchen. Dann lächelte ich meine Freundin Charlotte an und antwortete:

„Ach nichts. Ich habe mich nur gefragt ob dem blonden Jungen dort drüben, der gerade so rot wird, dein T-Shirt genauso gut gefällt wie mir.“

Sie kicherte. Das T-Shirt war neu und so ziemlich das Modernste, was im Moment zu kriegen war: bauchfrei (was bei diesem Wetter – Temperaturen von ungefähr fünfzehn bis zwanzig Grad – zwar nicht unbedingt gesundheitsfördernd war, doch welchen modebewussten Mensch störte das schon?), aber relativ weit, was Charlottes schlanke Figur noch besser zur Geltung brachte als es sonst ihre engen Tops taten.



Sie hatte mir schon häufig angeboten, etwas von ihr auszuleihen – kombiniert mit der Betonung, dass es mir *mindestens* ebenso gut stehen würde wie ihr – doch ich weigerte mich standhaft gegen jeden ihrer Versuche dieser Art.

Vermutlich könnte nicht einmal der sturste Mensch mich dazu überreden, so etwas im Alltag zu tragen und zwar schlichtweg aus dem Grund, dass es leuchtend weiß war und das nun einmal eine denkbar unpraktische Farbe war.

Vielleicht lag es auch einfach daran, dass ich auf einem Bauernhof lebte, doch ich bevorzugte unauffällige Farben wie grün, braun und grau – sie wurden nicht so leicht schmutzig.

Doch Charlotte *war* hübsch und diese Farben standen ihr gut, sie zog für gewöhnlich viele bewundernde Blicke auf sich und war sich dessen nur zu gut

bewusst. Trotzdem blieb sie bodenständig und das war es, was ich an ihr so mochte. Natürlich aber bedeutete diese Aussage nicht, dass sie jemals eine Möglichkeit auslassen würde, sämtlichen Jungen der Schule den Kopf zu verdrehen.

Gerade grinste sie kurz und klimperte ein wenig mit den Wimpern, woraufhin besagter Junge, noch tiefer errötend, den Blick abwandte. Ich lachte und Charlotte grinste mich an.

„Warum suchst du dir nicht auch mal jemanden, Stasy?“, fragte sie mich und schüttelte den Kopf. „Du bist doch auch hübsch und das weißt du genau. Ich sage dir, wenn du dich nur ein bisschen herausputzen würdest, dann würden sie dir in Scharen mit offenen Mündern hinterherschauen – du hättest freie Wahl.“

Sie selbst hatte momentan keine feste Beziehung, doch ich war mir ziemlich

sicher, dass sie sich schon wieder einen Jungen ausgeguckt hatte.

Ich grinste und antwortete:

„Oh nein, diesen Part überlasse ich lieber dir, Charly, das ist nicht so meine Art.“

„Also wirklich“, erwiderte sie und blickte mich tadelnd an, „du weißt nicht, was du dir da entgehen lässt.“

Meine Antwort war ein belustigtes Schnauben und sie seufzte.

„Ich kriege dich schon noch dazu, darauf kannst du dich verlassen. Aber erstmal muss ich noch meine Mathe-sachen aus dem Spind holen. Kommst du mit?“

Ich nickte lächelnd.

„Natürlich. Ich muss sowieso noch den Zirkel holen.“

Ich wollte gerade loslaufen, als ich plötzlich Kyra entdeckte. Sie stand auf der anderen Seite des Schulhofes und rieb sich geistesabwesend die Stirn,

während sie sich mit ein paar Leuten aus unserer Klasse unterhielt. Abrupt hielt ich an und bat Charlotte, schon einmal vorzugehen, was sie auch widerspruchslos tat – wahrscheinlich hatte sie bereits irgendeinen ihrer Freunde am anderen Ende des Flures entdeckt. Ohne ein weiteres Wort änderte ich meinen Kurs.

Kyra sah mich schon von Weitem kommen und sagte kurz etwas zu ihren Freunden, bevor sie mir entgegenlief. Wir waren Cousinen – sie das älteste Kind meiner Tante Elli – und als solche beinahe gleichaltrig.

Um genau zu sein, war sie exakt zwei Tage älter als ich. Und sie hatte es auch, dieses beklemmende Gefühl, das immer kam, wenn ein Familienmitglied traurig war, stärker, wenn es sich in Gefahr befand. Ich sah es ihr an.

„Du spürst es auch“, bemerkte sie ohne Einleitung, als wir voreinander zum Stehen kamen.

Ich nickte.

„Also ist es ein gemeinsamer Verwandter.“ Eine Feststellung, keine Frage.

„Hast du ihn gesehen? Oder sie?“, erkundigte sie sich.

„Ja.“ Wieder nickte ich.

„Und ... kennst du ihn oder sie?“, fragte Kyra, ein wenig zögernd. Also hatte sie ihn nicht gesehen.

„Ihn“, antwortete ich, „und nein, ich kenne ihn nicht. Das heißt...“ Ich zögerte einen Moment, fuhr dann jedoch fort: „Er kam mir irgendwie bekannt vor, aber eigentlich bin ich ziemlich sicher, ihn nie zuvor gesehen zu haben. Trotzdem hat er mich an jemanden erinnert. Ich weiß nur noch nicht so genau, an wen. Es war ein Mädchen, glaube ich.“

Kyra überlegte kurz.

„Du kannst ja mal nach ihm suchen. Ruf mich an, wenn du Hilfe brauchst, ja?“

Ich nickte. Die nächste Stunde würde bald anfangen und wir hatten aus Erfahrung gelernt, dass es keineswegs klug war, uns im Unterricht mit solcherart Themen zu beschäftigen.

„Wie sieht er denn aus?“, erkundigte sie sich dann doch noch und ich beschrieb ihn ihr, so gut ich konnte. Eher unterbewusst realisierte ich, wie sie die Augen ein wenig zusammengekniff und die Stirn konzentriert in Falten zog.

Das tat sie immer, wenn sie sich etwas genau einprägen wollte und ich kannte diese Geste so gut, dass ich mich vermutlich gewundert hätte, wäre es anders gewesen. Wieder einmal stellte ich fest, wie gut wir uns kannten.

Als ich mit der Beschreibung fertig war, nickte sie.

„In Ordnung, ich halte die Augen offen. Aber ich habe heute leider nicht viel Zeit“, fügte sie bedauernd hinzu. „Große Hausordnung, du weißt schon...“

Ich musste lächeln. In Kyras Familie wurde das Haus einmal alle drei Monate von oben bis unten geputzt. Die ganze Familie wurde also an diesem Tag zu Hausarrest verurteilt, der nicht eher endete, als dass alle Räume gekehrt, gesaugt, aufgeräumt und sämtliche Fenster geputzt waren, was, wie man sich wahrscheinlich vorstellen kann, einiges an Zeit erforderte.

„In Ordnung“, stimmte ich zu. „Ich sehe mich auch mal ein bisschen um und dann reden wir irgendwann nochmal.“

Ich hätte mich gerne noch weiter mit ihr unterhalten, doch genau in diesem

Moment läutete die Schulglocke und wir mussten ins Klassenzimmer. Dummerweise saßen Kyra und ich in Mathematik nicht nebeneinander – wir konnten uns also nicht einmal in Stenografie Zettel schreiben – und so trennte ich mich widerstrebend von ihr. Erst als der Unterricht begann merkte ich, dass ich vergessen hatte, meinen Zirkel zu holen.

Nachdem die Mathestunde endlich geendet hatte, verschwand ich alleine, mit der Entschuldigung, noch den Spargel ernten zu müssen und kam damit sämtlichen Anfragen auf Stadtgänge und Kinobesuche zuvor. Die Aussage war nicht einmal gelogen, wenngleich wir einen Großteil davon bereits vom Feld geholt hatten.

Die anderen wussten, dass ich immer wieder auf dem Bauernhof zu tun hatte, es war nichts Ungewöhnliches, wenn



ich direkt nach der Schule verschwand. Zwar war ich mir sicher, dass es einige gab, die sich hinter meinem Rücken darüber lustig machten, wie altmodisch es doch sei, auf einem Bauernhof zu leben, doch ich machte mir nichts daraus. So jedoch stellte zumindest niemand weitere Fragen, als ich ging.

Allerdings ging ich nicht nach Hause, jedenfalls nicht direkt. Ich musste nachdenken und schon jetzt ahnte ich, dass mich das Thema nicht allzu schnell wieder loslassen würde.

Eigentlich könnte ich im Nachhinein nicht einmal mehr sagen, wie ich auf die Idee kam, zu *Diamonds* zu gehen – einer kleinen Gaststätte, die wahrscheinlich die leckersten Schokocroissants der gesamten Welt backen konnte – da sie genaugenommen nicht direkt auf meinem Weg lag. Es war mehr oder weniger eine kurze Ein-

gebung, die ich jedoch spontan beschloss, in die Tat umzusetzen.

Und dann sah ich ihn, den blonden jungen Mann. Er saß dort, mit einer Kaffeetasse und einem unberührten Stück Kuchen vor der Nase, neben ihm der einzig freie Platz in der Gaststätte.

*Es gibt keine Zufälle*, dachte ich mit einem belustigten Kopfschütteln und lief auf ihn zu, wobei ich nebenbei noch sämtliche Familien grüßte und bewusst die lauten Spekulationen einiger besonders geschwätziger älterer Frauen überhörte, die sich sofort eine Verbindung zwischen dem jungen Mann und mir ausmalten.

Sie wohnten beinahe gegenüber unseres Hauses, wahrscheinlich würde ich mir noch wochenlang ihre Neckereien darüber, dass ich nun doch endlich einen Freund gefunden hatte, anhören müssen, doch das war nicht wichtig.

Der Mann schien mit den Gedanken an einem ganz anderen Ort zu sein und sah aus, als hätte er mindestens eine Nacht nicht – oder zumindest schlecht – geschlafen. Trotzdem nickte er freundlich auf meine Frage hin, ob der Platz noch frei sei und ich setzte mich.

Er musterte mich kurz und ich unterzog ihn der gleichen Prozedur, doch eigentlich hatte ich keine Zweifel mehr daran, dass er derjenige war, den ich suchte. Erneut fiel mir auf, wie bekannt er mir vorkam, doch ich schaffte es nicht, diesem Gefühl ein Gesicht zuzuordnen.

An wen erinnerte er mich nur? Ein Mädchen, doch wer? Ich musterte ihn noch einmal genauer, doch es wollte mir beim besten Willen nicht einfallen. Nachdem ich mir einen Apfelsaft und ein Croissant bestellt hatte, sprach ich ihn an, denn es gab wohl vorerst nur eine Möglichkeit, mehr über ihn heraus-

zufinden und die bestand darin, mit ihm zu reden.

„Nun, wenn wir schon gemeinsam an einem Tisch sitzen ...“, begann ich und ließ eine vielsagende Pause, um ihm einen sachten Anstoß in Sachen Höflichkeit zu geben.

„Oh, natürlich!“ Der Mann schreckte aus seinen Gedanken auf und warf mir einen gleichermaßen peinlich berührt wie auch entschuldigend wirkenden Blick zu. „Bitte verzeihen Sie meine Unhöflichkeit. Mein Name ist Jack Rosehall.“

Diese Aussage schlug bei mir ein wie ein Blitz. Rosehall. Das war der Name meiner Großmutter und der meiner Urgroßmutter – Oma Mary hatte mir einmal erzählt, ihre Mutter hätte darauf bestanden, dass ihre Töchter diesen Namen erben, während sie zustimmte, dass die Jungen den Namen ihres Mannes – Pelzer – bekamen, was natür-

lich sehr ungewöhnlich war. Doch genaugenommen waren alle Frauen unserer Familie ungewöhnlich.

Es war jedoch nicht einmal die Tatsache, dass er den gleichen Nachnamen wie meine Urgroßmutter besaß, die mich aufschrecken ließ. Es war eine Begegnung mit einem Mädchen, damals ungefähr fünfzehn Jahre alt. Ihr Name war Eadlyn – Eadlyn Rosehall.

Als ich sie getroffen hatte, war ich gerade einmal elf Jahre alt gewesen und nachdem ich ihr erzählt hatte, dass der Mädchename meiner Großmutter ebenfalls Rosehall lautete, kamen wir ins Gespräch. Wir unterhielten uns eine Weile und hatten alles in allem eine schöne Zeit, wenngleich ich mich schon lange nicht mehr an jedes Detail der Begegnung erinnerte. An eines aber erinnerte ich mich noch genau:

„Ich glaube, du hast es auch“, hatte sie am Ende des Gespräches gesagt und

dann gefragt: „Kannst du mir etwas versprechen?“

Ich hatte ernst genickt, obwohl ich damals noch keine Ahnung gehabt hatte, was sie meinte und sie hatte ein wenig gelächelt, bevor sie meinte:

„Ich habe einen Bruder, auch wenn ich nicht genau weiß, wo er sich gerade befindet. Sein Name ist Jakob Rosehall. Wenn du jemals merken solltest, dass er in Gefahr ist – beschützt du ihn?“

Ich hatte es ihr versprochen, obwohl ich mich im Nachhinein oft gefragt habe, warum sie gerade *mich* darum bat. Ich war ein kleines Mädchen gewesen, nicht mehr. Zwar hatte mich meine Tante auch damals schon in Selbstverteidigung unterrichtet, aber das hatte Eadlyn ja kaum wissen können.

Außerdem konnte ein elfjähriges Mädchen, auch wenn es noch so gute Kampftechniken beherrschte, wohl

kaum etwas gegen erwachsene Männer anrichten. Und doch hatte ich es versprochen – in Unwissen, aber der festen Überzeugung, das Richtige zu tun.

Heute wusste ich mehr. Auch war ich besser geworden, viel besser. Ich wusste, wie man mit einem Messer umgeht, wohin man mit der Faust am besten zielen musste, um jemanden kurzzeitig außer Gefecht zu setzen. Ich hatte so etwas schon mehrmals getan, doch das hatte sie damals ebenfalls nicht wissen können.

Und nun saß ich hier, vor einem Menschen, der sich Jack Rosehall nannte. Jack und Jakob, das *war* ähnlich. Und es erklärte einiges. Deshalb war er mir von Anfang an bekannt vorgekommen. Ich kannte seine Schwester. Oder zumindest war ich ihr einmal begegnet.

Ich sah auf und erst jetzt merkte ich, dass er gesprochen hatte.

„Entschuldigung, was haben Sie gesagt?“, erkundigte ich mich.

„Oh, es war nicht wichtig“, entgegnete er und sah ein wenig verlegen aus. „Wie heißen Sie eigentlich?“

Die schnell folgende Frage klang eindeutig so, als wollte er mich ablenken, doch ich ging darauf ein, obwohl dabei in mir die Frage aufkeimte, ob das Gesagte überhaupt an mich gerichtet gewesen war.

„Sie können mich Stasy nennen“, antwortete ich. Eigentlich hieß ich Anastasia, doch es gab nur wenige Menschen, die mich so nannten (zu denen unter anderem meine Großmutter gehörte). Selbst einige meiner Lehrer nannten mich Stasy. Zwar wussten die meisten Leute unseres Dorfes, wie ich tatsächlich hieß, doch seit dem



Vorfall vor sechs Jahren nannten mich alle Stasy.

Genaugenommen war es nicht einmal mehr notwendig, doch der Mensch ist und bleibt ein Gewohnheitstier und so nannten sie mich weiterhin bei diesem Spitznamen. Unabhängig davon aber wollte ich diesem Fremden – selbst wenn er vielleicht zur Familie gehörte – meinen Nachnamen nicht verraten, also beließ ich es dabei.

„Stasy also.“ Er lächelte. „Sind Sie von hier?“

„Ja. Ich wohne seit meiner Geburt hier, in einem Bauernhaus.“ Ich grinste ihn an, als ich diesen Fakt erwähnte. „Es gehört unserer Familie schon seit Generationen.“

Mein Ziel war es, ihn in ein Gespräch verwickeln, also sagte ich das erste, was mir in den Sinn kam, denn die wichtigste Regel, wenn man etwas über einen anderen Menschen erfahren woll-

te, war, möglichst viel über sich selbst zu erzählen. Es spielte dabei auch keine Rolle, wie stichhaltig die genannten Fakten tatsächlich waren, sondern ging vielmehr darum, ihn glauben zu machen, dass er getrost auch etwas über sich erzählen konnte oder ihm zumindest die Höflichkeit gebot, das zu tun.

„Meine Urgroßeltern mütterlicherseits haben schon dort gelebt und ich glaube, die Eltern meiner Urgroßmutter ebenfalls. Ich bin also sozusagen ein Ureinwohner hier.“ Wieder grinste ich, was er schließlich, ein wenig belustigt, erwiderte. „Sie sind nicht von hier, nicht wahr? Ich glaube, ich habe Sie noch nie gesehen. Und das ist in diesem kleinen Dorf doch ziemlich ungewöhnlich“, fügte ich hinzu, als ich seinen überraschten Gesichtsausdruck sah. „Sie kommen also aus einer größeren Stadt?“

Er nickte.

„Ja, ich bin in Magwitz großgeworden. Sie wissen, wo das liegt?“

Ich nickte meinerseits.

„Ja. Ich war als Kind einmal dort, aber ich kann mich nicht mehr an viel erinnern. Ich war damals erst vier.“

Es war mit meinem Vater gewesen. Entschlossen verdrängte ich die aufkommenden Erinnerungen und widmete mich stattdessen dem vor mir liegenden Problem.

„Und was führt Sie hierher, wenn ich fragen darf?“

Es kamen selten Städter hierher, denn sonderlich viel hatte unser Dorf für sie kaum zu bieten. Die nächste größere Stadt von uns aus betrachtet war Pirna und sie lag in ungefähr zehn Kilometern Entfernung. Oft fuhren Leute von hier dorthin – gerade meine Generation ging gerne weg, raus aus dem Dorf, hinein in die Zivilisation – und es gab eine S-

Bahn-Linie, mit der man in einer Viertelstunde da war, doch bis Magwitz dauerte es ungefähr vierzehn Stunden. Das jedenfalls galt, wenn man ein gut funktionierendes Auto besaß und keine Staus dazwischen kamen.

Warum sollte jemand von dort hierherkommen? Es gab hier nicht viel zu sehen. Keine großen Firmen, keine Sehenswürdigkeiten, nichts, das einen Städter anziehen könnte. Es sei denn, man wollte untertauchen. Dieser Gedanke kam mir plötzlich, doch ich verwarf ihn gleich wieder. Was konnte ein Mann seines Alters schon getan haben, um auf eine derartige Idee zu kommen?

Doch es war nicht unmöglich und ich merkte mir diesen Gedanken, um später noch einmal in Ruhe alle Möglichkeiten durchdenken zu können. Vielleicht aber wollte er auch einfach nur Urlaub machen, das war schließlich

nicht auszuschließen, wenn auch etwas ungewöhnlich.

„Ich bin geschäftlich hier“, erklärte Jack Rosehall und beendete damit diese Überlegung. Ich zog die Augenbrauen nach oben.

„Geschäftlich“, wiederholte ich ungläubig, „hier? Welchen Beruf üben Sie denn aus, wenn ich das fragen darf?“

„Nun ja ...“ Er zögerte einen Moment. Dummerweise kam genau in diesem Moment die Kellnerin mit meinem Croissant und dem Saft. Während sie es servierte, blickte sie kurz von Jack zu mir und wieder zurück und ich verdrehte die Augen.

„Ich erhebe keinen Anspruch“, flüsterte ich belustigt, weil ich merkte, dass sie dabei ein wenig neidisch aussah. „Er ist noch zu haben.“

Sie zog die Augenbrauen hoch, als würde sie sich fragen, wie ich mir so etwas nur entgehen lassen konnte.

Dann warf sie meinem Tischnachbarn ein kokettes Lächeln zu und ging mit einem langen Blick, der sie fast mit einem weiteren Kellner hätte zusammenstoßen lassen, wieder weg.

Jack blickte ihr einen Moment belustigt nach, dann wandte er sich an mich:

„Ihr kennt euch?“, fragte er.

„Oh ja. Das ist in einem kleinen Dorf so: man kennt alles und jeden, zumindest vom Sehen her. Sie werden es wahrscheinlich noch öfter erleben, dass jemand Flirtversuche startet. Neue erregen immer Aufsehen, vor allem wenn sie jung und hübsch sind.“

Ich grinste ihn frech an und er errötete ein wenig, was ihn zu ärgern schien. Ohne darauf einzugehen fügte ich hinzu: „Ihr Name ist übrigens Sofia Kilmon. Sie findet, dass sie im heiratsfähigen Alter ist und es Zeit wird,

das auszunutzen. Aber wie bereits erwähnt: man kennt hier nunmal jeden.“

„Oh“, sagte er und ich lachte über seine Verlegenheit bei diesem Ausspruch. „Gibt es hier denn irgendetwas Interessantes zu sehen?“, wechselte er dann rasch das Thema.

„Nun ... nein, eigentlich nicht. Deshalb kommen auch so selten Leute aus der Stadt. Es gibt relativ viel unberührte Natur, aber keine Sehenswürdigkeiten in dem Sinne.“

Und ich fragte mich noch immer, warum er eigentlich hier war, doch das sagte ich nicht laut, obwohl diese Frage deutlich in der Luft hing. Ich hatte vorhin bereits gemerkt, dass er es mir nicht sagen wollte. Jetzt war er vorbereitet auf die Frage, ich würde also nichts mehr in seinem Gesicht lesen können. Jack zog die Augenbrauen nach oben aufgrund meines nicht ganz pro-

vokationslosen Tonfalls, lächelte aber dabei.

„Sind alle Leute hier so?“, fragte er und sah mich ein wenig belustigt an. „So ... offen? Sie müssen verstehen, dass dort, wo ich herkomme, so etwas ein wenig anders gehandhabt wird. Man *finassiert*, wenn man das so nennen kann, Direktheit wird eher als etwas ... von zweifelhafter Wirksamkeit betrachtet.“

„Naja“, setzte ich an und ließ eine kurze Pause, um darüber nachdenken zu können, während ich mir jedoch nicht nehmen ließ, seine Ausdrucksweise mit einem kurzen Schmunzeln zu registrieren. „Die meisten vermutlich schon. Wir können natürlich auch drum herum reden – viele sogar ziemlich gut –, aber es ist eine andere Atmosphäre, da haben Sie recht. Die meisten Städter sind ein wenig ... *verbohrt* könnte man es wohl nennen.“ Ich grinste entwaff-



nend, um zu zeigen, dass dies keineswegs eine Kritik darstellen sollte und er lachte.

Dann sah er auf die Uhr und keuchte erschrocken auf.

„Oh Himmel, ich müsste schon lange im Hotel sein!“ Er stand abrupt auf, wobei er Kaffee und Kuchen beinahe unberührt liegen ließ.

„Verbohrt, ich sag's doch...“, wiederholte ich belustigt und einige der Gäste des Cafés, die nah genug saßen, um es zu verstehen, lachten.

Jack war indessen bereits losgelaufen, doch als er das hörte, fiel ihm offenbar ein, dass er sich nicht einmal verabschiedet hatte und er drehte sich noch einmal um und sagte entschuldigend:

„Ich muss... los. Es war nett, Sie kennenzulernen. Auf Wiedersehen.“ Dann lief er ohne ein Wort davon, sodass Sofia ihm erschrocken hinterher sah und mir dann einen tadelnden Blick

zuwarf, als sei das alles allein meine Schuld. Dann fielen ihr offenbar das unberührte Essen und der Kaffee auf und sie rief empört:

„Hey, junger Mann, Sie haben noch nicht bezahlt! Das ist ...“, doch er war schon um die nächste Ecke verschwunden und hörte sie nicht mehr. Als ich sah, dass sie Anstalten machte, ihm zu folgen, schüttelte ich den Kopf und rief ihr zu:

„Lass gut sein. Ich nehme den Kuchen, er hat ja noch nichts davon gegessen.“ Mir war bewusst, dass das ganze Café diesen Zwischenfall mitbekommen hatte und bis morgen wahrscheinlich das ganze Dorf bestens darüber informiert sein würde, was sich hier zugetragen hatte, doch das war ich gewöhnt. Nichts verbreitete sich schneller als Klatsch und Tratsch.

„Und setz den Kaffee auch mit auf meine Rechnung.“, fügte ich hinzu, als

ich bemerkte, wie sie besagtes Objekt skeptisch musterte. Dann fügte ich laut, an alle gerichtet, hinzu: „Apropos: Ich hätte eine Tasse Kaffee zu verschenken. Cappuccino, glaube ich. Wenn jemand Interesse hätte ...?“

Nachdem ich den Kuchen und das Schokocroissant gegessen sowie meinen Apfelsaft getrunken hatte, bezahlte ich alles – auch den Kaffee, den am Ende der Sohn des Apothekers, ein ungefähr fünfunddreißigjähriger Mann namens Andrew Birkenholm, getrunken hatte – und ging nach Hause. Sie hatten alle gelacht über Jacks abrupten Abgang und manche hatten sich darüber lustig gemacht, dass er mich so einfach sitzen gelassen hatte. Ich hatte ihnen scherzhaft versichert, dass er sowieso zu alt für mich gewesen wäre und sie hatten wieder gelacht.

Doch eigentlich beschäftigte mich die ganze Zeit über vor allem eines: Wie zum Teufel konnte man derart verpeilt sein, dass man sowohl vergaß, sein Essen zu bezahlen, als auch, es überhaupt zu verzehren? Er hatte es wirklich eilig damit gehabt, zu gehen, doch ich war mir ziemlich sicher, dass es nichts mit mir zu tun gehabt hatte.

Hatte er einen Termin gehabt? Und wenn ja, welche Art von Termin? Fragen über Fragen gingen mir durch den Kopf und natürlich hörte das auch nicht auf, als ich schließlich zu Hause war. Ich dachte noch darüber nach, als ich die Spargelfolie herunternahm und den restlichen Spargel vom Feld holte sowie auch, als ich den Tieren, also den acht Pferden – vier Stuten, zwei Fohlen, einem Junghengst und einem Hengst –, den zwei Schafen, unseren beiden Wachhunden, den vier Kühen, den fünf Wollschweinen und den zehn Hühnern,

ihr Futter erneuerte. Auch die herumstreunenden Katzen bekamen einen neugefüllten Napf voll Milch, doch meine Gedanken schweiften ab.

War Jack Rosehall in Gefahr? Zwar war das Gefühl bisher nicht stärker geworden, zumindest nicht viel, doch hieß das wirklich, dass er sicher war? Himmel, warum hatte ich nur versprochen, ihn zu beschützen, wenn nötig? Ich könnte anbringen, dass ich damals jung gewesen war. Nicht zurechnungsfähig genug. So könnte ich es vor mir selbst rechtfertigen, wenn ich das Gefühl ignorierte. Und doch war es ein Versprechen. Und ich war ein ehrlicher Mensch. Ich hielt meine Versprechen, wenn es irgendwie möglich war.

Ich würde auch dieses halten. Egal, was geschah, egal, was dieser Jack eigentlich für ein Mensch war, ich musste ihm helfen. Weil ich es versprochen hatte. Vielleicht würde ja heute

auch gar nichts passieren, redete ich mir ein. Doch mein Bauchgefühl sagte etwas anderes. Und mein Bauchgefühl log nie.

Als meine Schwester Faith nach Hause kam, war es bereits später Abend. Sie hatte den Tag bei ihrer Freundin Merle verbracht, weshalb ich sie den Großteil des Tages nicht gesehen hatte, doch schon in dem Moment, als sie zur Tür hereinkam, merkte ich, dass sie es auch fühlte.

„Hi“, sagte sie müde und lächelte mir kurz zu, bevor sie in unser Wohnzimmer verschwand, wo Oma Mary bereits den Tisch gedeckt hatte.

Wir lebten hier, seit unsere Eltern verschwunden waren, zusammen mit unserem Großvater Joseph Edward Myburn und unserer Großmutter Marilyn Myburn, geborene Rosehall. Da sie allerdings beide um die siebzig waren und ein Leben voll harter Arbeit ihre

Gelenke schmerzen ließ, war ich meistens diejenige, welche einen Großteil der Feldarbeit erledigte und sich um die Tiere kümmerte. Nur manchmal kamen ein paar Verwandte oder Nachbarn vorbei, um zu helfen. Ich hatte nichts dagegen, schließlich war ich damit aufgewachsen.

Dafür kümmerten sich unsere Großeltern um das Haus und Besorgungen, obwohl sie natürlich auch im Garten arbeiteten. Beispielsweise erledigte mein Großvater häufig Reparaturarbeiten und meine Großmutter molk regelmäßig unsere weiblichen Kühe – zumindest dann, wenn sie gerade ein Kalb hatten, was momentan aber nur Elfriede betraf. Auch erntete sie vieles aus dem Vorgarten, direkt an unserem Haus. Faith führte als Nesthäkchen ein ziemlich entspanntes Leben. Natürlich half sie mir, wenn viel zu tun war, auch auf dem Feld, doch im Großen und

Ganzen hatte sie wesentlich mehr Freizeit als ich.

„Félicité!“, rief Oma Mary aus dem Wohnzimmer und ich lächelte, während ich mich in Bewegung setzte. Sie war die einzige, die manchmal meinen Zweitnamen benutzte, genau wie sie Faith manchmal mit ihrem Zweitnamen ansprach, Amanda oder kurz Mandy. Schon auf dem Weg in die Stube kam mir ein angenehmer Essengeruch entgegen und als ich dort ankam sah ich, dass alle anderen bereits am Tisch saßen.

„Das ging aber schnell“, bemerkte ich mit einem kurzen Blick auf Faith, die sich offensichtlich nicht einmal die Mühe gemacht hatte, ihre Hände zu waschen.

„Sie war doch nicht auf dem Feld“, antwortete Oma Mary tadelnd auf meine unausgesprochene Frage. „Nicht wie du. Hast du dich auch umgezogen?“



„Natürlich“, antwortete ich ein wenig genervt; sie wusste ganz genau, wie Kleider aussahen, die direkt vom Feld kamen und meine waren nicht einmal ansatzweise so schmutzig, „und bevor du fragen kannst: ja, ich habe auch meine Hände gewaschen.“

Sie warf mir einen scharfen Blick zu. Normalerweise war ich nicht so leicht reizbar und ich merkte ja selbst, dass ich unhöflich war, doch das stundenlange ergebnislose Nachdenken hatte an meinen Nerven gezerrt.

„Können wir jetzt endlich essen?“, fragte Faith. Auch sie war angespannt und ich seufzte, während ich mich hinsetzte.

„Guten Appetit“, wünschte ich und unter dem „Danke, ebenfalls“ und „Geseignete Mahlzeit“ der Anderen, begann ich zu essen.

Meine Familie war gläubig – zumindest grundsätzlich – doch nicht streng.

Die meisten glaubten an die Existenz eines Schöpfers, doch war keiner von uns sonderlich bibelfest. Es war insofern also nicht wirklich klar, inwieweit man uns als religiös bezeichnen konnte, denn unsere Kirchenbesuche waren eher dünn gesät und abgesehen von der Taufe hatten wir kirchlichen Traditionen selten eine allzu ausgeprägte Beachtung geschenkt.

Die Mahlzeit verlief schweigend mit kaum mehr als kurzen Gesprächen über irgendwelche unwichtigen Details des heutigen Tages und nachdem ich geholfen hatte, den Tisch abzuräumen und das Geschirr zu spülen, derweil meine Schwester es abtrocknete, ging ich nach oben und wusch mich kurz, bevor ich meine Zähne putzte. Doch ich zog meine Nachtsachen noch nicht an – ich würde gewiss noch nicht schlafen können und nebenbei bemerkt war

meine Intuition ohnehin der Meinung, dass ich heute noch einmal weg musste.

Seit dem Abendessen war das Gefühl stärker geworden. Nicht brennend, wie es schon einmal gewesen war, an jenem Tag im Jahre 2008, kurz nach der Geburt meiner Schwester, doch es hatte sich definitiv verstärkt und meine Unruhe wurde entsprechend größer. Ich lief in mein Zimmer und legte mich dort auf das Bett, wo ich meinen Blick nach oben zur Decke richtete. Er war in Gefahr, dessen war ich mir sicher. Doch was zum Teufel sollte ich dagegen tun? Ich war nur ein Mädchen.

Ja, ich wusste, wie man mit einem Messer umgeht, wusste, wie man einen stärkeren, größeren Menschen außer Gefecht setzte. Schon meine Mutter hatte angefangen, mir zu zeigen, wie man sich verteidigt, da war ich mir sicher, auch wenn ich nur einige wenige spärliche Erinnerungen an sie hatte.

Seit sie weg war, unterrichtete mich Tante Elli, zusammen mit Kyra. Jeden Freitagabend trafen wir uns um sechs Uhr auf einer kleinen Lichtung mitten im Nirgendwo, jedoch nicht immer derselben. Tante Elizabeth hatte uns sogar gezeigt, wie man mit einem Degen umgeht und später dann mit einem Schwert, obwohl ich bis heute keine Ahnung hatte, wozu das einmal gut sein sollte.

Doch ich hatte sie nicht gefragt. Manchmal hatte ich mit Kyra darüber spekuliert, doch auch sie wusste nicht mehr darüber. Wir *vermuteten* natürlich, dass es irgendetwas mit diesem Gefühl zu tun hatte, wobei sich allerdings die Frage stellte, warum sie Faith nicht unterrichtete, schließlich hatte sie es auch. Vielleicht, weil ich die Ältere war. Doch sie hatte mich und Kyra unterrichtet, seit wir fünf waren. Faith

war elf, es konnte also nicht sein, dass sie meine Schwester für zu jung hielt.

Trotzdem hatte ich versprechen müssen, meiner Schwester nichts zu erzählen. Sie wusste, dass ich freitagabends immer weg war und sie sich an meiner statt um die Tiere kümmern musste. Doch war ihr nicht klar, warum dem so war. Ich war jeglichen ihrer Fragen immer ausgewichen und irgendwann hatte sie es aufgegeben. Jedenfalls hoffte ich, dass es so war und sie es nicht auf andere Weise herausgefunden hatte.

Das Gefühl verschärfte sich. Nicht viel, aber ein wenig und plötzlich spürte ich darüber hinaus noch etwas anderes, schwächer, aber bekannt. Und ohne, dass ich darüber nachgedacht hätte, lief ich zu Faiths Zimmer.

Als ich die Tür öffnete, sah ich sie in der Ecke ihres Bettes hocken, die Knie dicht an den Körper gezogen und den Rücken an die Wand gelehnt. Auch sie

spürte es und es machte ihr zu schaffen. Sie blickte kurz auf, als ich eintrat und ihre Augen glänzten ein wenig durch das Licht, das durch den Türspalt hineinfiel. Ich schloss die Tür wieder und setzte mich neben sie.

„Kommst du her?“, fragte ich leise und sie nickte, woraufhin ich sie sanft auf meinen Schoß zog und meine Arme um sie legte. Einen Moment blieb sie still sitzen und ich merkte, dass sie zitterte. Dann schlang sie ganz plötzlich ihre Arme um mich und fing an zu weinen.

Ich hielt sie fest, während ich beruhigend auf sie einredete, drückte sie an mich, um ihr etwas Halt zu geben über dieser abgrundtiefen Unsicherheit, die das Gefühl hervorrief und irgendwann wurde sie ruhiger. Schließlich gab ich ihr ein Taschentuch und sie wischte sich das Gesicht ab, bevor sie dreimal

schnäuzte und das Taschentuch dann beiseite legte.

„Hört es wieder auf?“, fragte sie leise. Sie musste nicht erklären, was sie meinte.

„Ja“, entgegnete ich zuversichtlich und sie seufzte.

„Wann?“, flüsterte sie.

„Bald“, antwortete ich leise. „Schlaf jetzt. Hier bist du sicher. Es kann nichts passieren. Schlaf jetzt, meine Kleine. Wenn du morgen aufwachst, ist es weg, das verspreche ich dir.“

Sanft legte ich sie zurück in ihr Bett, ließ meine Hand aber auf der ihren liegen, damit sie wusste, dass ich noch da war. Es beruhigte sie tatsächlich. Nach einiger Zeit merkte ich, wie ihr Atem ruhiger wurde und sie in den tiefen gleichmäßigen Rhythmus des Schlafes verfiel.

Nachdem ich anschließend noch etwa fünf Minuten gewartet hatte, um sicher

zu gehen, dass sie wirklich schlief, erhob ich mich lautlos und lief zur Tür, die ich ebenso leise öffnete und danach wieder schloss. Dann ging ich in mein eigenes Zimmer zurück und ließ mich auf dem Bett nieder.

Kurz stellte ich mir das Gesicht meiner Mutter vor – jedenfalls so gut ich das anhand der spärlichen Erinnerungen und einiger Fotos konnte – und wünschte ihr eine gute Nacht, ebenso wie meinem Vater. Das tat ich jeden Abend, anfangs, um mich weniger allein zu fühlen und später dann aus purer Gewohnheit. Doch heute verweilten meine Gedanken nicht lange bei den beiden, denn ich war unruhig und mit vielen anderen Dingen beschäftigt.

Einen Moment lang wünschte ich mir sehnsüchtig, ich könnte ebenso leicht einschlafen wie Faith, in der sicheren Überzeugung, dass ich nicht alleine war, dass es jemanden gab, der sich darum



kümmerte. Doch das hier war meine Aufgabe, ich hatte es versprochen. Seufzend legte ich mich auf mein Bett schloss für einen Moment die Augen. Ich hätte mich vorbereiten sollen, nötige Sachen einpacken und überlegen sollen, was ich tun konnte.

Doch das Gefühl ließ mir keine Ruhe. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen. Meine Gedanken rasten und gleichzeitig standen sie still. Und ich selbst war in einem Zustand irgendwo zwischen totaler Rastlosigkeit und absoluter Ruhe. Es war zum verrückt werden, doch gleichzeitig schien es fast unwichtig. Und es war schlichtweg aussichtslos, irgendetwas Struktur enthaltendes denken zu wollen.

Und so lag ich einfach da und ließ es geschehen. Ich lag still und wartete. Worauf? Ich konnte es nicht sagen. Vielleicht auf ein unsichtbares Signal, ein Zeichen, eine Veränderung des

Gefühls. Denn was ich mit völliger Sicherheit wusste, war, dass ich nichts tun konnte, bevor die richtige Zeit gekommen war. Also starrte ich einfach nur die Decke an und richtete mich auf eine lange Nacht ein.